

schaftlichen Umbruch des 19. Jahrhunderts. Ehrenfried Schulz behandelt den für die katholische Aufklärung Österreichs hochbedeutenden Abt Franz Stephan Rautenstrauch (1734–1785), dem schon P. Beda Menzel eine grundlegende Untersuchung gewidmet hat. Kurt A. Huber vermittelt interessante Einblicke in die Ergebnisse zweier bischöflicher Visitationen in Břevnov und Braunau. Erhard Meissner entwirft ein ansprechendes Bild des Abtes Johann Nepomuk Rotter (1844–1886), und P. Martin Ruf gibt Einblick in die Geschichtsschreibung und in die Anfänge der „Studien und Mitteilungen“, in deren Reihe auch das vorliegende Buch erschienen ist.

Das Schlußkapitel gilt der turbulenten Zeitgeschichte im Spiegel der Klostergeschichte, eine bewegende und streckenweise spannende Darstellung, die in vorbildlicher Weise nationalistische Ressentiments vermeidet (P. Heinrich Geyer, Abt Anastas Opasek, Erhard Meissner, P. Beda Menzel, Altabt Virgil Kinzel, P. Konstantin Mach, P. Gregor Zippel). Dabei geht es auch um Schulgeschichte, um die volksturgische Bewegung unter den sudetendeutschen Katholiken, um die Musik in der Braunauer Neugründung Rohr in Niederbayern und um das Volkstheater. Mit einem Wort: Ein gelungener Band, der kaleidoskopisch Einblicke in Geist und Leben benediktinischen Mönchtums im Spannungsfeld von säkularem Zeitgeist und nationalen Ideologien gestattet.

Nur wenig ist kritisch anzumerken: Da die Beiträge durchwegs deutsch sind, hätte es nahegelegen, in den Anmerkungen den zahlreichen tschechischen Literaturangaben die deutsche Übersetzung hinzuzufügen. Das Literaturverzeichnis (S. XXIVLI) ist leider lückenhaft. So wurde zwar verschiedentlich im Text das von Ferdinand Seibt herausgegebene neue Standardwerk zur Kirchengeschichte Böhmens und der Tschechoslowakei „Bohemia Sacra“ (1974) verwendet, aber nicht in die Literaturauswahl aufgenommen. Ebenso fehlen dort als wichtige Autoren Jörg K. Hoensch (Geschichte Böhmens von der slavischen Landnahme bis ins 20. Jahrhundert, <sup>1</sup>1987, <sup>2</sup>1992), ferner die Autoren des von Karl Bosl herausgegebenen „Handbuchs der Böhmisches Länder“, und ebenso vermißt der Rezensent sein „Böhmen im mittelalterlichen Europa“ (1984). Auch der Beitrag von Josef Bujnoch über die böhmischen Benediktinerklöster im „Hussitensturm“ (sic!) hätte der substantiellen Einbettung in die weit ausgreifenden Forschungen der letz-

ten Jahrzehnte über den Hussitismus bedurft. Insgesamt jedoch liegt hier ein hochehrwürdiges Werk vor, das Geschichte und Zeitspiel in einem ist.

München

Friedrich Prinz

*Elisabeth Hütter: Die Pauliner-Universitätskirche zu Leipzig. Geschichte und Bedeutung. Herausgegeben vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen und der Universität Leipzig (= Forschungen und Schriften zur Denkmalpflege 1), Weimar (Hermann Böhlhaus Nachfolger) 1993, 24, 179 S., Ln. geb., 8 Farbtafeln, 152 Abb., ISBN 3-7400-0916-0.*

Es gibt Bücher, deren Geschick mit dem ihres Gegenstandes unlösbar und wie schicksalhaft verknüpft ist. Elisabeth Hütters kunsthistorische Studie zur Baugeschichte der Leipziger Universitätskirche ist 1961 ebendort als Dissertation angenommen worden, angesichts der massiven Bemühungen der staatlichen Organe, die kirchliche Tradition der Universität aus dem Bewußtsein zu eliminieren, immerhin ein Zeichen akademischer Souveränität. Die Arbeit war entstanden mit dem Ziel, die vom Denkmalschutz befürwortete Renovierung der Kirche, die nur minimale Kriegszerstörungen aufwies, im Zuge der alte Bebauung mißachtenden Neugestaltung des Karl-Marx-Platzes (des vormaligen Augustusplatzes) wissenschaftlich zu begründen und so der Erhaltung des kunst- und kulturgeschichtlich bedeutenden Kirchbaus zu dienen. Dieses Ziel denkmalpflegerischen Einsatzes (auf S. VIIf. dokumentiert) konnte gegenüber der Kulturpolitik der DDR nicht durchgesetzt werden. Am 30. Mai 1968 wurde die Universitätskirche auf Beschluß des Politbüros der SED gesprengt, nicht ohne daß in der Leipziger Bevölkerung Protest gegen diesen Akt kultureller Barbarei laut geworden wäre. Übrigens ereilte die Kirche damit ein Schicksal, dem sie nach dem Übergang des sächsischen Herzogtums zur Reformation 1539 nur knapp entgangen war: damals hatte die Stadt Leipzig auf dem Gelände des vormaligen Dominikanerklosters bereits ein neues Stadtviertel geplant, ehe die Kirche in letzter Minute der Hoheit der Universität unterstellt wurde. Die Sprengung der Kirche im Jahre 1968 bedeutete dann nicht nur den unwiederbringlichen Verlust einer baugeschichtlich höchst bemerkenswerten Kirche, sondern auch den Schlußstrich unter die mit dem Bau verbundene Tradition der alten Universität

Leipzig, die unübersehbar verbunden war mit der Geschichte christlicher Verkündigung und der Darstellung des Evangeliums in der akademischen und bürgerlichen Öffentlichkeit. Natürlich durfte H.s Arbeit, die der Erinnerung an diese Tradition gewidmet war, nicht im Druck erscheinen, ja sie wurde so gründlich unterdrückt, daß das seinerzeit eingereichte Exemplar an der Universität Leipzig nicht mehr auffindbar ist. Das bedeutete, daß für die nach 32 Jahren erfolgte Drucklegung sämtliche Abbildungen neu beschafft werden mußten, was der Verfasserin mit einer einzigen Ausnahme (Abb. 116) erfreulicherweise gelungen ist. Das späte Erscheinen der Arbeit kann selbstverständlich den Zerstörungsakt von 1968 nicht ungeschehen machen, es erlaubt aber die Erinnerung, womöglich sogar die Neuanknüpfung an eine gewaltsam verdrängte Tradition. Es muß als ausgesprochenen Glücksfall gelten, daß die Baugeschichte eines verschwundenen Gebäudes so minutiös erforscht und anschaulich dargestellt worden ist. Wut und Trauer über den Verlust eines unersetzlichen Kulturdenkmals können ein wenig gemildert werden durch die Dankbarkeit dafür, daß es wenigstens dieses Buch gibt.

H. geht in neun Kapiteln der Baugeschichte der Kirche nach. Sie setzt ein mit einem kurzen Blick auf die frühe Ausbreitung des Dominikanerordens, dem eine Beschreibung des Baues in seinem Zustand von 1961 folgt. Die sieben folgenden Kapitel sind der Rekonstruktion der Phasen des Baues gewidmet.

Die Dominikaner kamen schon 1229 in die noch junge Stadt Leipzig und begannen vermutlich zwei Jahre später mit dem Bau der Klosterkirche, die 1240 geweiht wurde. H. rekonstruiert den Gründungsbau vor allem unter Zuhilfenahme der Gründungsurkunde als dreischiffiges Langhaus mit einschiffigem Chor und 5/8-Chorschluß. Die Lage unmittelbar an der Stadtmauer geht nach H. nicht auf das mendikantische Armutsideal zurück, sondern dient einerseits der Distanz zum Pfarrklerus, andererseits spannt sie den Orden in die städtische Befestigungsaufgabe ein. Die erste Kirche, ein romanischer Bau mit flacher Holzdecke, ist am ehesten mit der Katharinenkirche in Halberstadt verwandt, der Chor wurde in der Stadtkirche Delitzsch nachgebaut. Die Kirche hatte einen Lettner (zuerst 1445 erwähnt), ab 1393 wurden an der Nordseite mehrere Begräbniskapellen angebaut, die im 16. und 19. Jahrhundert abgebrochen wurden.

Ab 1485 wurde die Dominikanerkirche grundlegend erneuert. Das alte Langhaus wurde erhöht und spätgotisch eingewölbt, der Nordflügel des Kreuzganges wurde als „viertes Schiff“ in den Kirchenraum einbezogen und darauf eine Kreuzgangempore gesetzt. In den Jahren 1517 bis 1521 schließlich wurde der alte Chor niedergelegt und durch eine dreischiffige Chorhalle ersetzt, deren architektonischer Abschluß unsicher bleibt. Integriert wurde ein Turm der Stadtbefestigung. Die Schiffe des Chores waren durch Chorschranken voneinander getrennt. H. deutet den Um- und Neubau als Folge sowohl des Ordensprogramms als der spätgotischen Raumvorstellung.

Einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Kirche bedeutete die Einführung der Reformation in Leipzig. Auf Betreiben Caspar Borners, des Rektors der Universität, wurde der ganze Komplex des Dominikanerklosters 1543 an diese übereignet. Zunächst wurde die Kirche als Aula benutzt, 1545 dann unter Beteiligung Luthers als Universitätskirche in Dienst genommen. Über diese Vorgänge erfährt man bei H. nicht viel; es bedürfte weiterer Forschungen, um die Anfänge des protestantischen Universitätskirchenwesens genauer zu erhellen. Deutlich werden bei H. aber die baulichen Veränderungen, die aufgrund des religiösen Umbruchs notwendig wurden. Das betrifft vor allem die Beseitigung des Lettners, durch welche der Bau zu einer Einraumkirche wurde, die der reformatorischen Auffassung von der Zusammengehörigkeit von Wort und Sakrament entsprach und die die Erinnerung an die altgläubig-monastische Trennung von Geistlichen und Laien tilgte. Das Chorhaupt fiel 1546 der Erneuerung der Stadtbefestigung zum Opfer. Über die Bauarbeiten hat sich der Bericht Caspar Borners erhalten, der als Quelle für den Geist reformatorischen Kirchenbaus von überörtlicher Bedeutung ist. Obwohl die ehemalige Dominikanerkirche St.Pauli in diesen Jahren im Sinne evangelischen Gottesdienstverständnisses erneuert worden war, fanden bis zum Anfang des 18.Jahrhunderts dort kaum noch Gottesdienste statt. Als Aula diente der Raum feierlichen Begängen der Universität: Rektoratswechsel, Promotionen, Disputationen. Es gab Samstagabendvespern und vor allem die Begräbnisfeierlichkeiten für „Universitätsanverwandte“, die in der Kirche bestattet wurden. Diese beherbergte in der Folge viele Epitaphien Leipziger Gelehrter. Da die Studie von H. sich auf den Bau be-

schränkt, sind diese Denkmäler leider nicht im einzelnen gewürdigt. In einem Exkurs über die deutschen Universitätskirchen weist H. darauf hin, daß sich infolge der Übernahme alter Kirchbauten im Protestantismus kein eigener Architekturtyp der Universitätskirche ausgebildet hat. Anders sieht es im Blick auf die römisch-katholischen Kollegienkirchen aus.

1710 wurde in der Leipziger Universitätskirche ein sonntäglicher akademischer Gottesdienst eingeführt. Vorausgegangen waren Streitigkeiten mit der städtischen Pfarngemeinschaft. Es wäre gewiß von Interesse, den Vorgang genauer zu erforschen, um einen Einblick in die Anfänge des Universitätsgottesdienstwesens zu erhalten. Das Bewußtsein, von dem dieser Neubeginn getragen war, wird bei H. (ihrem Gegenstand entsprechend) nicht recht deutlich: wie verhielten sich hier akademisches Selbstbewußtsein und parochiale Kirchenordnung zueinander, und welches Verständnis der christlichen Verkündigungsaufgabe stand hinter den neuartigen Gottesdiensten? Jedenfalls wurde die Kirche zu einem „templum academicum“ bzw. „theatrum academicum“ umgebaut: Durch ein repräsentatives Barockportal an der Westfront und eine Vorhalle sowie die Erhöhung der Chorschranken entstand ein Prozessionsraum für akademische Veranstaltungen. Eine neue Kanzel unterstrich die Bedeutung der Predigt. Doppelgeschossige Emporen boten zusätzlichen Zuhörern Raum; für die akademischen Würdenträger wurden logenartige Kapellen eingebaut. Darüber hinaus konnten betuchte Bürger eigene „Betstübchen“ mieten.

Im 19. Jahrhundert wurde die Kirche gleich zweimal umgestaltet und erneuert. Nach den Schäden durch die Befreiungskriege wurde sie 1813 bis 1817 mit klassizistischer Tendenz renoviert, eine gotisch-klassizistische Westfassade entstand 1838. Das war eine Folge der veränderten städtebaulichen Lage der Kirche nach der Niederlegung der Leipziger Stadtbefestigung: die vormalige Rückseite der Kirche wurde zur Schauseite am neu entstehenden Augustusplatz neben dem neuen Universitätshauptgebäude, dem „Augusteum“. Im Innern wurde der Chorraum in romantischem Geist erneuert. Ein Hochgrab für den 1309 verstorbenen Meißner Markgrafen Diezmann wurde errichtet, die Epitaphien wurden im Chor konzentriert. Kam in dieser Raumgestaltung ein „weltlich-nationales Frömmigkeitsgefühl“ (S.137) zum Ausdruck, war der neugo-

tische Umbau in den Jahren 1896 bis 1898 stärker liturgischen Anliegen verpflichtet. Neben dem Bewußtsein, für ein „stilreines“ Erscheinungsbild der Kirche zu sorgen, stand die erklärte Absicht, den Raum den Bedürfnissen evangelischen Gottesdienstes anzupassen. Deshalb wurde der lange Chor durch den Einbau einer Sakristei unterhalb der Chorfenster erheblich verkürzt; die Störung des Raumeindrucks, die selbst auf den alten Fotografien unverkennbar ist, nahm man dabei in Kauf. Die Schaufassade wurde in qualitätvoller Neugotik gestaltet, die man als Kirchenstil empfand. Das daneben befindliche „profane“ Universitätshauptgebäude wurde bemerkenswerterweise als Neurenaissancebau errichtet. Die Kirche erhielt zum ersten Mal einen Turm, der architektonisch zum Universitätsgebäude überleitete. Im Innern wurde das Ziel der Stilreinheit nicht konsequent verfolgt: die neue Emporenanlage, wieder mit eigenen Plätzen für die akademischen Würdenträger, war der barocken nachempfunden. Der gotisierende Bemalung mißt H. nur geringe Qualität zu; sie sollte, unter anderem durch aufgemalte Vorhänge, „erstbehaftlich“ wirken (S.154). Ein kleiner Jugendstilaltar wurde 1913 während des Rektorats des Kirchenhistorikers Albert Hauck durch ein gotisches Original ersetzt.

Dank der 152 Abbildungen im Text und der acht Farbtafeln können sich auch Nachgeborene einen umfassenden Eindruck von der letzten Gestalt der Leipziger Universitätskirche St. Pauli und von ihrem geschichtlichen Werden verschaffen. H.s Studie liest sich streckenweise als eine Kirchengeschichte in nuce. Die Baugeschichte der Kirche ist Zeugnis der „weltmissionarischen“ Ambitionen des Dominikanerordens, aber auch der Präsenz des monastischen Ideals zu Beginn der reformatorischen Bewegung. Deutlich ist die Verbindung mit der mittelalterlichen und neuzeitlichen Stadtgeschichte, am deutlichsten in Gestalt jenes Stadtturmes, an den sich die Kirche zunächst anlehnt, den sie dann in ihren Chor integriert, und in dessen Räumen sich später der Karzer der Universität befindet. Beiläufig sei erwähnt, daß 1519 Johann Tetzel mit großem Gepränge im Chor der Kirche beige-setzt wurde (S.91). Die Reformation hat dann ein ganz anderes Ideal des Christentums mit dem alten Raum verbunden. In der Folge wird die Universitätskirche zum Symbol der akademischen Verbürgerlichung des Protestantismus, später zur Feierstätte der romantischen Historisierung

des Religiösen, ehe dann kulturprotestantische Ästhetisierung des Kirchenraums zumindest stilistisch zu den mittelalterlichen Anfängen zurücklenkt. Es ist wohl nicht zufällig diese historisch gewachsene Verbindung des Religiösen und des Gesellschaftlichen, an der schließlich das parteibürokratisch verengte Pathos des sozialistischen Aufbaus ein Exempel der Proklamation des postreligiösen Zeitalters statuiert. Mit diesen Überlegungen zur kirchengeschichtlichen Bedeutung der Leipziger Universitätskirche deute ich nur an, welche Anregungen von H.s Untersuchung ausgehen.

Das Buch ist gut ausgestattet. H.s Dissertation ist unverändert abgedruckt, einschließlich eines Quellenanhangs und des Literaturverzeichnisses von 1961. Wenigstens hier wäre eine Fortschreibung wünschenswert. Es ist bedauerlich, daß das Schicksals des Inventars der Kirche nach 1968 im Dunkeln bleibt. Man wüßte auch gerne, was aus den in Anm. 354 erwähnten spätmittelalterlichen Wandmalereien geworden ist, die 1891 in der Universitätsbibliothek deponiert wurden.

Einige Druckversehen und Unstimmigkeiten sind mir aufgefallen: S. 47, Sp. 1, Z. 11 lies: ingenti (die Übersetzung des lateinischen Textes ist übrigens mehr als holprig); S. 48, Sp. 1, Z. 7 lies: die Pergula; S. 67, Sp. 2, Z. 13 lies: stilistischen; S. 80, Sp. 1-2 lies: Bettel-ordenschores; S. 118, Sp. 2, Z. 23 lies: protestantischen; S. 123, Anm. 323 bietet einen Verweis auf Seitenzahlen des Anhangs der Dissertation, der im Druck nicht nachzuvollziehen ist; S. 129 Überschrift, lies: „Augusteum“; S. 154, Sp. 2, Z. 8 streiche „sich“.

Elisabeth Hütter stellt ihr aktuelles Geleitwort unter das Motto „Meminisce adiuvat“. Es ist sehr zu wünschen, daß die Veröffentlichung ihrer anregenden Studie dieses Motto in einem doppelten Sinne bewahrheitet: als Hilfe zum Erinnern an das Vergangene und Zerstörte, und als Hilfe des Erinnerns zum gegenwärtigen Umgang mit kirchlichen und profanen Baudenkmalern und mit der durch sie repräsentierten geistigen und kulturellen Tradition.

München

Hellmut Zschoch

## Alte Kirche

*Mommsen, Theodor: Römische Kaisergeschichte.* Nach den Vorlesungsmitschriften von Sebastian und Paul Hensel 1882/86. Herausgegeben von Barbara und Alexander Demandt, München (C. H. Beck) 1992, 634 S., kt., ISBN 3-406-36078-5.

Mommsens Schriftenverzeichnis hat 1513 Nummern (dieser Zahl ist noch eine zunächst anonym erschienene Flugschrift aus dem achtundvierziger Jahr hinzuzufügen) – allein Harnack hat die dadurch bezeichnete Lebensleistung um 97 Nummern überboten. Man sollte meinen, daß das veröffentlichte Werk des im Alter von fast 86 Jahren Verstorbenen (Harnack wurde 79 Jahre alt dahingerafft) alles umfaßt, was der große Mann geschrieben hat. Daß neunzig Jahre nach seinem Tode ein bisher unveröffentlichtes Manuskript, und zwar ein ganzes Buch, das sich über den Hauptteil der von M. für den vierten Band seiner Römischen Geschichte vorgesehenen Zeit erstreckt, erscheint, ist eine Sensation. Es handelt sich um die römische Kaisergeschichte von Augustus bis

Theodosius, Vorlesungen, die M. in den achtziger Jahren (also nach dem Brand seiner Wohnung, bei dem sein Manuskript bis auf einen geringen, von den Herausgebern entdeckten Rest (hier S. 57–64) neu abgefaßt und gehalten, die Sebastian Hensel (teilweise auch dessen Sohn, der Philosoph Paul H.), der als älterer Herr sich wieder auf die Hochschulbank begeben und M. in Verehrung zugewandt war, mit größter Hingabe in überaus sorgfältiger Nachschrift ausgearbeitet hat und die von dem Ehepaar Demandt in diplomatisch einwandfreier Weise herausgegeben, dazu mit einer 36 Seiten langen Einleitung, reichen Fußnoten, darunter Verbesserungen, wenn ein Irrtum M's (so S. 520 A. 484; 524 A. 504) oder neue Forschungsergebnisse das erforderlich machten, und einem 52 Seiten umfassenden Weiser versehen wurden – genau das, was geleistet werden muß, wenn man sich dem Werk des Größten seines Fachs nähert.

Die Darstellung schreitet in knappen Sätzen, darunter solchen klassischen Kalibers voran: jeder derselben bringt etwas